

BÜRGERWISSENSCHAFT UND STADTMUSEUM. ANMERKUNGEN AUS DER MUSEUMSPRAXIS

Anselm Hartinger

Keywords

Stadtmuseum; Bürgergesellschaft; Partizipation; Praxistest; Augenhöhe

Zusammenfassung

Citizen Science als einen elementaren Aspekt der Arbeit eines Stadtmuseums zu betrachten, erscheint nicht abwegig, verfügen doch alteingesessene Bürger, gerade jene in heimat- und ortshistorischen Vereinen, oft über ein breites Fachwissen zu ihrer Stadt und dessen Geschichte. Doch tatsächlich sieht die Beziehung zwischen Stadtmuseen und Bürgergesellschaft in der Praxis oft anders aus. Der Beitrag fragt auf Basis einer kritischen Bestandsaufnahme gegenwärtiger Entfremdungen und gegenseitiger Sprachlosigkeiten zwischen Museum und Bürgertum deshalb nach neuen, in den Medien und Formen zeitgemäßen Möglichkeiten einer kreativen Begegnung auf Augenhöhe, die die Interessen bürgerschaftlicher Partner ernst nimmt und die Institution Museum als fachlich qualifizierten Ansprechpartner und Resonanzraum profiliert.

Abstract

Citizen science can be regarded as an inherent and fundamental aspect of the activities of city history museums since a large part of its visitors are long-established local citizens with a broad knowledge about their city and its history—especially when they are dedicated members of voluntary local historical societies. But in fact the relationship between museums and civil society turns out to be much more difficult and is characterized by misunderstandings, alienation and mutual speechlessness. Therefore, on the basis of a baseline study, this contribution seeks for new, up-to-date opportunities and formats for creative collaborations at eye level that on the one hand take serious the interests and demands of civic partners and on the other hand establish museums as their professional partners as well as a sphere of resonance for their concerns and ideas.

Citizen Science, Partizipation und Museum – Potentiale und Realitäten

Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Beitrag aus der Museumspraxis zu Aspekten der Diskussion um Citizen Science und bürgerschaftliche Beteiligung. Im Zentrum stehen Fragen und Beobachtungen aus der alltäglichen Erfahrung und konzeptionellen Entwicklung des Stadtmuseums Erfurt.

Anders als universitäre Institute und Forschungsinstitutionen auf der einen sowie primär zu gruppenspezifischen Zwecken verpflichtete Vereine auf der anderen Seite sind Museen Vermittlungsinstanzen zwischen Bürgern und Fachleuten sowie zwischen wissenschaftlichen Spezialkenntnissen und öffentlich verfügbarem Breitenwissen, die daher bürgerschaftliche Forschungsinitiativen gleichsam von Natur aus anziehen, anregen und befördern müssten. Denn auf welche anderen Zwecke als auf diesen Austausch sollten Führungen, Publikumsvorträge, pädagogische Angebote oder Ausstellungen mit ihren verallgemeinernden Narrativen sowie kommentierten und kontextualisierten Objekten abzielen? Worin sonst könnte der Daseinszweck eines historischen bzw. kulturgeschichtlichen Museums bestehen – wenn man sich denn unter demokratischen und postmodernen Prämissen mit guten Gründen von autoritativen Deutungen und herrschaftslegitimierenden Sinnstiftungen durch selektive Inanspruchnahme von Kultur und Geschichte verabschiedet hat?

Partizipation und lebendiger Austausch müssten daher eigentlich konsequenterweise im Mittelpunkt nicht nur der museumspädagogischen und ausstellungsdidaktischen Aktivitäten, sondern der musealen Arbeit insgesamt stehen – und zwar nicht nur aus inhaltlichen Gründen, sondern auch in historischer Perspektive. Standen doch außerhalb von Residenzstädten häufig nicht fürstliche Kunstkammern am Beginn der musealen Institutionen, sondern diese gingen in der Regel auf bürgerschaftliche Aktivitäten zurück oder aus von aufmerksamen Zeitzeugen und rührigen Vereinen zusammengetragenen Sammlungen hervor. Insofern waren die allermeisten Museen und Gedenkstätten von vornherein als „Schaufenster“ bürgerschaftlicher Aktivitäten, Forschungen und Interessen angelegt – in Museumskontexten nach einem „Mehr“ an Bürgerwissenschaft zu rufen, müsste also eigentlich bedeuten, Eulen nach Athen zu tragen.

Doch zeigen bereits die bescheidenen Besucherzahlen vieler kultur- und regionalgeschichtlicher Schaudenkmale, Stadtmuseen und Heimatstuben, dass es mit diesem hehren Anspruch keineswegs überall zum Besten steht. Die häufig nicht mehr zeitgemäßen Formen der musealen Kommunikation und Information sind dabei über die dadurch fehlende Besucherresonanz hinaus ein Symptom für tieferliegende Verständigungsschwierigkeiten und wechselseitige Fehllannahmen. Allzu klein gedruckte sowie zu lang und zu schwer geratene Ausstellungstexte deuten vielmehr ebenso wie die für die potentiellen Nutzer intransparenten Prozesse der musealen Themenwahl und Schwerpunktsetzung auf eine gewisse Sprachlosigkeit zwischen Museumsfachleuten und ihrem öffentlichen Gegenüber – eine nicht nur unter sachlichen Prämissen bedauerliche, sondern auf Dauer sogar verhängnisvolle Konstellation. Ist doch die Bürgergesellschaft einer Stadt oder Region nicht nur hauptsächlichlicher Adressat und Nutznießer, sondern über ihre politischen Repräsentativgremien auch Souverän und Auftraggeber jedweder öffentlich geförderten Kultur- und Bildungsarbeit. Damit jedoch können sich Defizite in der Offenheit, Attraktivität und „Nahbarkeit“ von Museen unversehens in Legitimationskrisen verwandeln. Sie finden in der schleichen- den Untergrabung tragender Relevanzkonsense und damit der nachrangigen Behandlung in stets unterfinanzierten Abwägungsprozessen ihren Ausdruck und ebnen damit letztendlich dem Austrocknen von Finanzierungsgrundlagen, Arbeitsspielräumen und zunehmenden Schließungsdebatten den Weg.

Woran liegt das und was kann und sollte geschehen, um der vielerorts in die Jahre gekommenen und erkalteten Partnerschaft zwischen Museen und ihren bürgerschaftlichen Trägermilieus wieder zu neuem Leben zu verhelfen? Welche Instrumente könnten zeitgemäß überformt und somit in ihrer Wirksamkeit geschärft werden? Wo braucht es gegebenenfalls völlig neue Denkansätze und Herangehensweisen – und welche könnten das konkret sein?

Universell oder kurzfristig wirksame Patentlösungen wird es aufgrund der vielfältigen Ausdifferenzierung der Museumslandschaft und der häufig schwierigen Rahmenbedingungen nicht geben können. Doch sollte eine unbefangene Analyse die Voraussetzung dafür sein, den eigenen Standort und die jeweilige Ausgangslage zu erkennen und daraufhin ge-

wisse Handlungsoptionen in den Blick zu nehmen. Das gilt es vor allem für kleinere Häuser ohne überregional zugkräftige Spitzenobjekte, umfangreiche Marketingetats und ausreichendes Fachpersonal. Für sie wird es darauf ankommen, in besonderer Weise als zugänglich und offen für Initiativen aus dem lokalen und regionalen Raum und als einladend und aufmerksam gegenüber jedem Besucher wahrgenommen zu werden. Dies sollte im Sinne einer praxisnahen Museumsethik Voraussetzung aller Lösungskonzepte und Diskussionen sein.

Museen und Partizipation: Gelebte Praxis statt begriffsbezogener Definition

Museen sind zwar von ihrer international verbindlichen Selbstdefinition her auch Orte der objektbezogenen Forschung sowie einer davon angestoßenen und im Falle von Stadtmuseen meist primär regional- bzw. alltagsgeschichtlichen Erkenntnisbildung. Sie sind jedoch in erster Linie einem pragmatischen Handlungsrahmen verpflichtet; ihre Aktivitäten sind auf direkte Wirksamkeit bei Besuchern unterschiedlicher Ausrichtung angewiesen. Dies ist auch deshalb von zentraler Bedeutung, weil die öffentliche Förderung von Häusern und ihren Aktivitäten mit nachvollziehbaren Gründen zunehmend an Effizienzkriterien wie etwa Besucherzahlen geknüpft wird, was einem wissenschaftlichen Anspruch an sich nicht im Wege stehen muss, von vielen Museumskollegen aber oft als Zug zu einer verflachenden Popularität empfunden und nicht selten unterschwellig abgelehnt wird, was wiederum Schwellenängste und Abgrenzungsbedürfnisse im Umgang mit der bürgerschaftlichen Forschungsszene erzeugt. Museen sind und bleiben jedoch grundsätzlich Stätten des praxisorientierten Herangehens und der je individuellen und unmittelbaren Lösungen; eine primär begriffsorientierte Diskussion über Kriterien einer „Bürgerwissenschaft“ – wie sie notwendigerweise im Rahmen der diesem Band zugrundeliegenden Tagung geführt wurde – geht an ihren Bedürfnissen vorbei und wird die Arbeit der verantwortlichen Museumsmenschen auf Dauer kaum substantiell bereichern. Museen können durchaus Beispiele und Fallstudien einer kommunikationssoziologischen Forschung und etwa bildkritischen Theoriebildung sein – deren Erkenntnisse müssen sich in ihrer Praxis jedoch bewähren und möglichst unmittelbar in Besucherreaktionen sowie neue Projektideen und Zeigegewohnheiten umsetzen.

Museen leben davon, Themen und Objekte in der Kombination dauernder und wechselnder Präsentationen sichtbar (und natürlich auch: hörbar, und wo immer möglich: anfassbar) zu machen – eine solche Wahrnehmbarkeit ihrer Bestände und damit Ergebnisorientierung ihrer Erschließung ist das zentrale Kriterium der musealen Präsenz. Museen sollten keine begehbaren Bücher bleiben oder sich dauerhaft nur als öffentlich zugängliche Schaudepots inszenieren. Ihre Verwandlung in objektferne Eventbühnen und bloße Diskursräume kann jedoch über einzelne Angebote und Veranstaltungsreihen ebenfalls nicht das Ziel ihrer bürgerschaftlichen Öffnung sein.

Aufgrund ihres direkten Kontaktes mit den Besuchern als Zielgruppen und Auftraggebern bürgerorientierter Wissensprojekte und der damit gegebenen Möglichkeit eines unmittelbaren Feedbacks sind sie jedoch ideale Experimentierfelder für neue Wege der dialogischen Entwicklung nicht allein von verständnisorientierten Vermittlungskonzepten, sondern auch von originär partnerschaftlichen Forschungsprojekten. Da gerade Stadtmuseen meist gute Verbindungen zu Vereinen und anderen Repräsentanten einer bürgerschaftlichen Forschungsszene haben, können sie damit auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Themen „Partizipation“ stets neue Impulse und belastbares Datenmaterial an die Hand geben. Im tagtäglichen Umgang mit Bodendenkmalpflegern, Heimatforschern, Schulkindern und Militariasammlern – um nur einige Teilgruppen dieser umfangreichen „Begegnungsmilieus“ zu nennen – müssen sich alle Konzepte einer „Citizen Science“ einem permanenten Praxistest stellen, der die häufig sehr handfesten Interessen und Erwartungen nicht allein der museumsseitig beteiligten Wissenschaftler, sondern auch vieler aktiver Bürgerforscher in Rechnung zu stellen hat. Allerdings leidet diese tradierte Partnerschaft vielfach an einer Überalterung des beiderseitigen Personenstamms und der medialen Kommunikationsformen. Bürgerwissenschaft trägt im stadtgeschichtlichen Kontext häufig einen Schnauzbart. Sie ist in aller Regel analog und von den Kommunikationswegen und Organisationsformen her dezidiert traditionell. Das schreckt neue und jüngere Interessentenkreise häufig ab und macht das organisierte Bürgerwissen der Museen tendenziell zu einem Projekt, das einem ein oder zwei Generationen zurückliegenden Stand und vor allem Habitus entspricht – einer der Hauptgründe für die erheblichen Nachwuchsprobleme, denen sich sowohl Museen als auch Geschichtsvereine gegenüber sehen.

Die Überwindung dieser Sprachlosigkeit wird gerade in Universitätsstädten und wachsenden Metropolen mit einem jüngeren, vielfältigeren und häufiger wechselnden Publikum eine der zentralen Herausforderungen der regionalen Museumslandschaft sein. Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Museen, ihre Träger, Auftraggeber und die organisierten Strukturen der bürgerwissenschaftlichen Forschung die Existenz dieser „Parallelwelten“ anerkennen und als Problem von existentieller Tragweite begreifen würden, das sich nicht im Rahmen eines „Tagesordnungspunkt 8: Sonstiges“ auf der Jahresmitgliederversammlung abhandeln und lösen lässt. Vielmehr kann die anregende Begegnung mit universitären Forschungsprojekten und avancierten Communities einer „Citizen Science“ für die Museen und Vereine von unschätzbarem Wert sein.

Dass Museen über eine Anmutung des „Nicht-Modernen“ und „Nicht-Kommerziellen“ sowie eine Aura der echten Objekte, der zeitlosen Werte und medialen Entschleunigung verfügen, kann heute und in Zukunft ein Vorteil sein und zum Alleinstellungsmerkmal werden. Daraus etwas zu machen, setzt aber voraus, zunächst einmal zu realisieren, wie weit viele von ihnen hinter den aktuellen Wahrnehmungsstandards hinterher hinken. Man kann zweifellos altmodisch gekleidet sein und sogar heute noch ohne Handy und Führerschein leben – aber nur, wenn man dies auch reflektiert und sich selbstbewusst und mit charmanter Selbstironie dazu bekennt. Museen vermögen auch ohne WLAN-Hotspot und aufwendige mediale Ebenen zu funktionieren und sogar zu begeistern, und eine solche antizyklische Selbstbeschränkung und technik-unabhängige Zeitlosigkeit kann durchaus eine legitime Vermarktungsstrategie sein (zumal im Vergleich mit klassisch-zeitlosen Exponatschildern gerade modernste audiovisuelle Tools erfahrungsgemäß am schnellsten veralten), aber dies wird nur funktionieren, wenn es nicht auf bloßer Gewohnheit, Mangel an Phantasie oder schierem Spardruck beruht. Die mündigen und aufmerksamen Besucher, die wir uns wünschen und von denen im Rahmen der Partizipationsdiskurse immer die Rede ist, bemerken den Unterschied sofort.

Begegnung auf Augenhöhe statt Nivellierung der Unterschiede: Expertise als Kernbeitrag des Museums zur bürgerschaftlichen Zusammenarbeit

Museen sind ideale Orte einer Begegnung von Publikumsanliegen, Objekten und Wissensbeständen und als solche sollten sie in aller Interesse möglichst niedrigschwellig und ohne unnötiges „Fachchinesisch“ auftreten und arbeiten. Doch bedeutet dies keinen Verzicht auf Professionalität und fachliche Grundlegung. Jede Begegnung auf Augenhöhe setzt vielmehr die realistische Erkenntnis der eigenen Interessen, Potentiale und Grenzen voraus. Mit einer noch so gut gemeinten Gleichsetzung von bürgerschaftlichem Forscherinteresse und museumsfachlicher Expertise dürfte niemandem gedient sein.

Gute und gegenüber den Beständen und Themen verantwortliche Museumsarbeit bedarf nämlich ausgeprägter Kompetenzen und standardisierter Handlungsroutinen, die im Regelfall nicht im Selbststudium, sondern mittels spezialisierter und dabei nicht allein fachwissenschaftlicher, sondern auch museumspädagogischer und (noch zu selten!) managementbezogener Ausbildungen und Erfahrungen erworben werden – Fähigkeiten und Skills, die durch ein noch so engagiertes ehrenamtliches und bürgerschaftliches Agieren nicht ersetzt werden können. Dieses Beharren auf der fachlichen Basis ist nicht nur deshalb unverzichtbar, weil Museen ebenso wie viele Archive und Bibliotheken darunter leiden, dass im öffentlichen Diskurs oft der Eindruck vermittelt wird, die dort ausgeübten Tätigkeiten könnten praktisch von jedem halbwegs kulturinteressierten Sachbearbeiter mit Verwaltungserfahrung geleistet werden – was dazu führt, dass Zusammenlegungen (etwa von Stadtarchiven und kommunalen Museen) und die nicht fachgerechte Besetzung entsprechender Positionen angesichts der zunehmenden Sparzwänge der öffentlichen Hand immer häufiger im Raum stehen. Es ist vielmehr auch deshalb unverzichtbar, weil bürgerschaftliche Forschung und das erwünschte Miteinander von privaten Initiativen und musealen Institutionen gerade nicht auf dem Einebnen aller Differenz beruhen sollten, sondern jede ernstzunehmende bürgerschaftliche Forschung ein professionelles Gegenüber braucht, um Fragestellungen und Einzelrecherchen einen präsentablen Rahmen zu bieten und ihnen auch für Außenstehende oder nicht vom Gegenstand unmittelbar betroffene Besuchergruppen Relevanz zu verleihen.

Denn es ist ja gerade die Aufgabe und Chance des Museums, eine möglichst breite Öffentlichkeit anzusprechen und im Rahmen eines spannungsvoll und einladend gestalteten Besuchserlebnisses für Themen oder Facetten zu sensibilisieren, die sie vorher nicht kannte – und sie damit im umfassenden Sinne zu überraschen und zu bereichern. Genau diese Funktion als Schnittmenge konträrer Interessen und als Begegnungszone gemischter Publika macht das Museum zu einem einzigartigen Forum des Austauschs und der Horizonterweiterung. Es konstituiert im besten Sinne einen öffentlichen Ort, der mehr ist und sein will als eine Traditionsstube oder eine durch Objekte beglaubigte Deutung bzw. verräumlichte Lehrplaneinheit. Im Idealfall sind diese Momente als für viele Interessenten ausschlaggebende Besuchsgründe zwar präsent, sie wären aber gleichsam aufzuheben in einem beglückenden Gesamterlebnis, das höher und reicher ist als alle Selbstbestätigungen oder didaktischen Ziele.

Aus der Stadtgesellschaft kommende Anstöße und Initiativen können und dürfen daher die museale Fachlichkeit nicht ersetzen oder sie auf die bloße Verwaltung der Häuser und Depots reduzieren – so wie es nicht der Sinn einer Ehrenamtsstruktur sein kann, mittels Outsourcing Bewachungskapazitäten oder Museumspädagogen einzusparen. Die Hinwendung zu mehr bürgerschaftlichem Engagement soll den Museen zwar auch helfen, sich in Zeiten zurückgehender öffentlicher Unterstützung zu behaupten. Die bequeme Gleichsetzung von Ehrenamt und Einsparung würde der Komplexität der Institutionen jedoch Eintrag tun und alle Konzepte einer Partizipation nachhaltig diskreditieren.

Museen und Fördervereine: Eine bereichernde, aber schwierige Partnerschaft – an deren gemeinsamer Erneuerung kein Weg vorbeiführt

Zu den Instrumenten der Einbeziehung von bürgerschaftlichen Initiativen in die Museumsarbeit gehören Fördervereine und Freundeskreise – angesichts der nahezu überall angespannten öffentlichen Haushalte eine immer wichtigere Facette der Arbeit, bei der allerdings meist der Zweck der Spendenakquise sowie der Unterstützung und Kontaktpflege einschließlich des Rückenfreihaltens in kommunalpolitischen Diskursen im Mittelpunkt steht. Da diese Arbeit in aller Regel ehrenamtlich erfolgt,

ist sie ein schönes Zeugnis des bürgerschaftlichen Interesses am Museum und seinen Themen. In der Praxis der Arbeit stehen jedoch neben der Verständigung über gemeinsam zu bestreitende Vorhaben häufig Fragen der Abgrenzung von Einflussbereichen sowie das verständliche Beharren auf dem inhaltlichen Primat der Institution im Vordergrund – selbst dort, wo die Kommunikation gut und reibungslos funktioniert. Und wo Fördervereine eine direkte Mitsprache in inhaltlichen oder gar Personalfragen beanspruchen, kommt es meist zu Konflikten oder Verwerfungen, die keiner der beteiligten Seiten nützen.

Eine Einbeziehung der in Fördervereinen tätigen Bürger in die thematische Planung und Entwicklung der Museen ist bisher über die Beteiligung an einzelnen Veranstaltungen oder Studienfahrten hinaus eher nicht die Regel. Das entspricht zwar dem begrenzten Zeit- und Engagementbudget der meisten Vereinsmitglieder, ist hinsichtlich der nicht genutzten Potentiale einer Bürgerwissenschaft jedoch bedauerlich. Auch schaffen es solche Förderstrukturen aufgrund ihrer vorherrschenden Altersstruktur aus überwiegend älteren und meist männlichen Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft häufig nicht, sich zu erneuern und jüngere oder neue Interessentengruppen anzusprechen. Das scheitert häufig bereits daran, dass eine auf langfristigen Bindungen sowie Rundbriefen und Versammlungen mit fester Tagesordnung beruhende Vereinsaktivität nicht den Lebens- und Informationsgewohnheiten dieser Zielgruppen entspricht. Zudem sind Fördervereine häufig von der fachlichen Dominanz einzelner profilierter Persönlichkeiten oder eines kleinen Kreises von Kernmitgliedern geprägt; eine lebendige vereinsinterne Diskussions- und Beteiligungskultur ist hingegen in vielen Geschichts- und Fördervereinen kaum ausgeprägt – genau diese entspräche aber den digitalen Kommunikationsgewohnheiten und stärker projektbezogenen Interessen jüngerer Generationen.

Es gehört somit zu einer ehrlichen Analyse und einem lösungsorientierten Diskurs dazu, sich einzugestehen, dass sich nicht allein die Museen selbst gegenüber neuen Interessengruppen häufig reserviert verhalten und institutionelle oder verständnismäßige Schwellen errichten. Vielmehr sind auch die tradierten Gremien und Instrumente des bürgerschaftlichen Engagements vielfach in eine Akzeptanzkrise geraten, der ihre Arbeitsfähigkeit und Ausstrahlung beeinträchtigt und damit letztlich ihre Daseinsberechtigung unterminiert.

Einmal erkannt, könnte diese beide Seiten betreffende Problemstellung deshalb Anlass für koordinierte Aktivitäten hinsichtlich neuer Zielgruppen einer bürgerschaftlichen Beteiligung sein – sicher die beste Voraussetzung dafür, dass dieser Kurswechsel glaubwürdig vertreten werden und nachhaltig erfolgreich sein kann. Es mag unendlich schwer sein und eine neue Form der Kreativität voraussetzen, berufstätigen Menschen zwischen 25 und 55 Jahren, Migranten, Pendlern, nicht in klassische Sammlerzirkel eingebundenen Frauen oder auch Familien mit Kindern Plattformen und Angebote für bürgerschaftliche Engagements und Wissensaustausch zu bieten. Das aktive und empathische Werben um diese Zielgruppen ist jedoch eine unerlässliche Voraussetzung dafür, dass Förderstrukturen nicht still und heimlich dahinschlummern und Museen ihre Daseinsberechtigung und den Anschluss an die Fragen und Diskurse der Gegenwart nicht verlieren. Andernfalls werden gerade Stadtmuseen mehr und mehr zur Kulisse einer zunehmend abgenutzten Aufführung immergleicher Repertoireklassiker werden, die sich allzu bald als das sprichwörtliche „Dinner for one“ erweisen dürften.

Der souveräne und wertschätzende Umgang mit bürgerschaftlicher Beteiligung ist insofern kein Nebenfach der Museumskunde oder ein verzichtbares „nice to have“ der Förderpraxis, sondern unser strategisches Kernanliegen überhaupt. In der weiten historischen Perspektive, die wir vertreten, wäre dies auch keine Neuorientierung, sondern eine Rückkehr zu den genannten Anfängen: Offenkundig scheint sich das im 19. Jahrhundert entstandene Modell einer überwiegend öffentlich geförderten Hochkultur, das Museen (wie andere Kulturinstitutionen) zwar auf eine sichere Grundlage stellt, sie jedoch in Dienst nimmt und dem lebendigen Dialog mit den Bürgern entfremdet, zumindest partiell einem Ende zuzuneigen – mit schwerwiegenden Konsequenzen für Lebenskonzepte und Finanzierungsgrundlagen. So richtig und notwendig es ist, auf die immensen Leistungen dieser Institutionen für die Bildungs- und Kulturstandards und für den Zusammenhalt unserer Gesellschaften gerade in Krisenzeiten hinzuweisen, so führt doch an der Erkenntnis kein Weg vorbei, dass es immer schwerer werden wird, diese „freiwilligen Leistungen“ in Zeiten explodierender Haushalte, mannigfaltiger Schuldenbremsen und eines Bevölkerungsschwundes in der gewohnten Weise aufrechtzuerhalten. Allen Bekenntnissen zum Trotz sprechen die vielerorts auf Null gestellten Ankaufs- oder Marketingetats dahingehend eine deutliche Sprache.

Sollen Museen nicht auf den Status von Schaudépots mit immer kürzeren Öffnungszeiten zurückfallen, ist es deshalb unerlässlich, die Bürgerschaft (wieder) für gemeinsame Ziele zu gewinnen und mit Hand, Herz und Geldbeutel in die Pflicht zu nehmen. Das Modell der demokratischen Öffnung und Vollfinanzierung der Museen und Kulturinstitutionen sollte realistischerweise als einzigartiges historisches Zeitfenster von kaum einem Halbjahrhundert erkannt und die zukunftsfähigen Erträge und Standards daraus für eine Epoche gerettet werden, die in vielerlei Hinsicht schwieriger, jedoch auch offener und spannender sein wird. Angesichts soziologischer und ökonomischer Befunde, die à la Piketty die Rückverlagerung umfangreicher Vermögenswerte vom Staat in Privathand konstatieren, entspräche eine entsprechende Veränderung der Finanzierungsgrundlagen über alle akuten Haushaltsnöte hinaus im Grunde nur dem verzögerten Nachvollzug einer seit den 1970er Jahren in Gang gesetzten Umschichtung der nationalen Einkommensmasse. Diesen eingetretenen Paradigmenwandel zur Kenntnis zu nehmen, wäre zugleich als Aufforderung zu sehen, künftig im Bereich der Kultur und Bildung nicht nur verstärkt um private Unterstützung zu werben, sondern sie mit Augenmaß und Selbstbewusstsein auch einzufordern, damit Museen ihre Rolle als Medien der gesellschaftlichen Verständigung – nicht nur, aber auch über Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und Partizipation – weiterhin oder gar mit erneuerter Kraft wahrnehmen können. Mit Ausnahme weniger großer National- und Landesmuseen werden deshalb die meisten Museen in Zukunft entweder durchkommerzialisierte Erlebnisburgen sein oder aber als echte Bürgermuseen bestehen können, die vom lebendigen Austausch mit ihrer Stadt und Region geprägt und getragen werden. Nur ein in dieser Weise erneuerter Vertrag mit der Bürgergesellschaft würde ihnen jene Relevanz und Durchsetzungsstärke verleihen, die es braucht, um auch die Politik irgendwann wieder zu durchaus möglichen Kurswechseln zu bewegen. Dass der Erfurter NS-Erinnerungsort Topf & Söhne in den letzten Jahren aus einem umkämpften und bestenfalls geduldeten bürgerschaftlichen Projekt zu einem forschenden Geschichtsmuseum der Landeshauptstadt sowie zu einem überregional anerkannten und preisgekrönten Teil der Erinnerungskultur wurde, ist ein schönes Beispiel dieser Potentiale sowie der Energie und Kreativität eines außergewöhnlich regen und vernetzten Förderkreises.

Voraussetzung einer so gelingenden Partnerschaft ist allerdings, dass die Museen den entsprechenden Bedarf erkennen und dafür im Rahmen von Neubesetzungen oder Umschichtungen entsprechende Pensa ausweisen – so schwer dies unter dem allgemeinen Spardruck und angesichts der Überalterung des öffentlichen Dienstes auch fällt. Ohne eine entschlossene Hinwendung zu neuen Handlungsfeldern wird sich für zahlreiche Stadt- und kulturgeschichtliche Museen in den nächsten Jahren zweifellos die Existenzfrage stellen. Dass mittlerweile verschiedenenorts Stellenprofile für „Fundraising und bürgerschaftliches Engagement“ geschaffen oder erwogen werden, kann dabei als ermutigendes Beispiel gelten und lässt auf anregende Vorbilder hoffen.

Was tun? Ein Plädoyer und zwei Beispiele

Die Folgerung aus den beschriebenen Problemen, Missverständnissen und Grenzen, aber auch Chancen und Potentialen einer bürgerschaftlichen Beteiligung am Wissensfortschritt sowie der Entwicklung der Institution Museum kann daher nur lauten: Türen auf für die selbstbewusste Begegnung mit vertrauten und bewährten Partnern – und unbedingt auch mit neuen Verbündeten und Interessenten! Es gilt, selbstbewusst das Eigene in die Begegnung einzubringen und die Magie der Objekte sowie die Expertise ihrer jahrzehntelangen Bewahrung und Erschließung fruchtbar zu machen – ein Geschenk der Institution Museum, das ohne die permanente Befragung durch die Bürgergesellschaft rasant verstaubt und sich dann eher als lastendes Gewicht und trennende „Schwelle“ erweisen kann.

Keine Angst sollte man haben vor den Begehrlichkeiten der Bürgergesellschaft und dem zuzeiten durchaus fordernden oder gar hemdsärmeligen Auftreten mancher ihrer Vertreter. Die museologische und kuratorische Expertise der Museumsmacher bleibt ein hohes und unverzichtbares Gut. Es ist aber zugleich evident, dass es in Kreisen ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger, Hobbyarchäologen, Genealogieforscher und (vermeintlicher) Kuriositätensammler ein unendliches Wissen gibt, das es allemal wert ist, erschlossen und behutsam genutzt zu werden. Während es außerhalb der Ressourcen und Erfahrungen der Institution Museum nur schwer möglich ist, hochwertige und gut beworbene Prä-

sentationen auf den Weg zu bringen und damit den bürgerschaftlichen Recherchen eine würdige Bühne zu bieten, sind die Kenntnisse und Sammlungen privater und vereinsmäßig organisierter Akteure nicht selten den Wissensständen von Museen und öffentlich verwalteten Sammlungen bei weitem überlegen. Da zudem dauernde Haushaltssperren und Mittelkürzungen die meisten Museen gerade im Bereich „kleinerer“ Anschaffungen nahezu handlungsunfähig machen, ist eine Erweiterung und Aktualisierung ihrer Bestände praktisch nur noch auf dem Wege der Kooperation mit bürgerschaftlichen Akteuren möglich. Hier könnten sich also echte Win-Win-Situationen ergeben, wenn die eingeführten Abgrenzungen zwischen Ehrenamt und Förderzweck sowie Fachhistorie und Ausstellungskonzeption unter Wahrung und Nutzung der unverzichtbaren Unterschiede und Kernkompetenzen wo immer möglich überwunden würden. Dabei schlägt praktische Erprobung gewiss alle vorbereitende Theorie und es kann erst im Prozess einer vertrauensvollen und vertrauensbildenden Zusammenarbeit ausgehandelt und entschieden werden, wo die Möglichkeiten und gegebenenfalls Grenzen des Miteinanders liegen.

Zwei Beispiele aus der Praxis des Stadtmuseums Erfurt sollen diesen Zusammenhang und die Potentiale einer solchen Zusammenarbeit beleuchten. Im April 2015 wurde eine Ausstellung eröffnet, die unter dem Titel „Erfurt in Farbe“ frühe Farbdias der 1940er bis 1970er Jahre vorstellte und damit ein neues Licht auf die Alltagsgeschichte der Stadt im Zeitalter von Wiederaufbau, stadtplanerischer Neugestaltung und sozialistischer Gleichschaltung warf (siehe Abbildung 1). Grundlage dieser Präsentation waren umfangreiche, bisher unerschlossene Diabestände des Stadtmuseums, des Stadtarchivs sowie aus privaten Sammlungen, die ohne das fototechnische Wissen und das immense Engagement eines Erfurter Lokalhistorikers keinesfalls hätten gesichtet, digitalisiert und zur Präsentation aufbereitet werden können. Im Gegenzug stellten die beiden städtischen Institutionen ihre Bestände kostenfrei für eine begleitende Buchpublikation zur Verfügung und sorgten für eine musealen Standards entsprechende, medial stark beachtete und trotz sparsamer Budgetierung würdige und dabei ausgesprochen pfiffige Präsentation der Bestände und Forschungen.



Abbildung 1: Projekt Erfurt in Farbe ©Dirk Urban, Erfurt

Hier entstand durch die vertrauensvolle Kooperation auf Augenhöhe eine für beide Seiten erfüllende und die jeweiligen Potentiale ausschöpfende Konstellation. Sie schloss Kontroversen in der Ausstellungsvorbereitung und damit gemeinsame Lernprozesse nicht aus, gewichtete das geteilte Interesse an einem guten Resultat jedoch stets höher und wird daher absehbar eine Fortsetzung finden. Für das Stadtmuseum ist dabei nach Jahren weit ausgreifender „Geschichtslabore“ vor allem der energisch an uns herangetragene Hinweis auf das Potential lokalgeschichtlicher Sammlungen von Bedeutung. In gewisser Weise bedeutet dies einen Abschied von manchen auf überregionale Bedeutung abzielenden Museumsträumen – doch könnte der Verzicht auf abstrakte Großthemen zugleich eine Hinwendung zu bürgerschaftlichen Formaten bedeuten, die dem Stadtmuseum neue Relevanz in seinem klassischen Biotop verschaffen. Denn wer es nicht vermag, anhand einer Nudelkiste, einer Postkarte oder eines Schuhabsatzes am Ende ein Stück Weltgeschichte zu erzählen, verfehlt am Ende sowohl die lokale Genauigkeit wie die Glaubwürdigkeit der großen Narrative. Wo es aber gelingt, kann detailfreudige Bürgerwissenschaft zum einsichtsvollen und vergnüglichen Erlebnis werden.

Die Johannesstraße: Geheimnisse und Wandlungen einer historischen Erfurter Magistrale

Das Stadtmuseum "Haus zum Stockfisch" in der Nummer 169 gehört mit seiner prächtigen Renaissance-Fassade zu den markantesten und schönsten Gebäuden der Erfurter Altstadt. Doch ist unsere Johannesstraße insgesamt viel mehr als eine Verkehrsader unter anderen oder ein bloß eilig zurückgelegter Weg zwischen Anger und Tal-Knoten. Vielmehr sind mit unzähligen ihrer Häuser, Türme und Ladengeschäfte spannende Geschichten aus vielen Jahrhunderten verknüpft, haben die Bewohnerinnen und Bewohner unserer Nachbarschaft immer wieder spektakulär Erfurter Geschichte mit geschrieben.

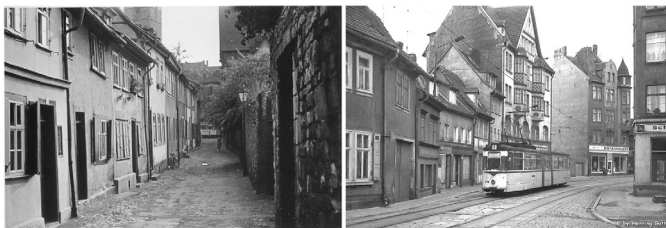
Zur Erforschung dieser Geschichte der Johannesstraße
laden wir die Anwohnerinnen und Anwohner für

Freitag, den 28. April 2016 um 18 Uhr

herzlich zu einem **Gesprächsabend in das Erfurter Stadtmuseum**
„Haus zum Stockfisch“ (Johannesstrasse 169)
ein, der vielleicht der Auftakt zu einer neuen Form
von nachbarschaftlicher Partnerschaft sein könnte.



Johannesstraße Ecke Augustinerstraße um 1960



ehemalige Sternegasse Richtung Kaufmannskirche

Johannesstraße „Haus zum Regenbogen“ um 1960

Vielleicht sind noch historische Bilder, Postkarten und Zeitungsausschnitte oder Werbematerialien zu ehemaligen Ladengeschäften in Ihrem Besitz oder Sie haben auch Erinnerungen an spannende Ereignisse oder Kenntnis von Persönlichkeiten, die Sie uns für diese Forschungsarbeit zur Verfügung stellen können. Wir freuen uns über jede Anregung und Unterstützung!

Vielleicht gelingt es sogar, eine Ausstellung unter Ihrer Beteiligung im Stadtmuseum zu gestalten, die uns die Geschichte und Gegenwart der Johannesstraße näher bringt und damit einen Beitrag zur Zukunft dieses Quartiers leistet.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und auf die Gelegenheit, bei einem Glas Sekt miteinander ins Gespräch zu kommen.

Dr. Anselm Hartinger
Direktor der Erfurter Gesichtsmuseen

Jürgen Zerull
Verein für ökologische Bildung e.V. (Erfurt)

Abbildung 2: Postwurf-Flyer für die Anwohner der Johannesstraße

Ein anderes Vorhaben befindet sich gegenwärtig noch in der konzeptionellen Vorbereitungsphase (siehe Abbildung 2). Dabei geht es um die Erfurter Johannesstraße, die zu den ältesten Verkehrsadern der historischen

Altstadt gehört und zudem von Kirchen und Stadttoren bis zu Komponistenhäusern, Industrieansiedlungen und Widerstandsorten eine ungewöhnliche Dichte an verschiedenartigen Geschichtsorten aus mehreren Jahrhunderten ausweist. Darüber hinaus bildet sie die unmittelbare Nachbarschaft des Stadtmuseums, das somit Hauptexponat eines stadtteilbezogenen Projektes sein könnte. Diese Konstellation bietet die Gelegenheit, über ein klassisches Ausstellungsformat hinauszugehen und nicht nur zu bürgerschaftlichem Engagement einzuladen, sondern auch eine bereits für die mittelalterliche Stadtkommune entlang der Johannisstraße konstitutive nachbarschaftliche Verantwortung und Beteiligung einzufordern. Grundlage dieser Idee ist der Ansatz, die Schwerpunktsetzungen und die Objektauswahl einer möglichen Ausstellung nicht vollständig vorzugeben, sondern sie im Rahmen einer Auftaktveranstaltung sowie eines hoffentlich daraus hervorgehenden Gestaltungsprozesses gemeinsam mit interessierten Bürgern zu entwickeln. Darüber hinaus soll damit der Versuch unternommen werden, die Anwohner und Gewerbetreibenden der Straße zur aktiven Unterstützung des Projektes zu motivieren – in Gestalt von Erinnerungstücken und Geschichten oder auch durch noch so kleine Geldbeträge. Ein solches Vorhaben bedarf eines Ansprechpartners in der bürgerschaftlichen Szene, der gegenwärtig gesucht wird und von dessen Verbindungen wir uns den entscheidenden Schub an nachbarschaftlicher Glaubwürdigkeit und Bürgernähe versprechen.

Insofern gilt für diesen Beitrag wie für das Verhältnis von Bürgerwissenschaft und Stadtmuseum der Leitspruch, dass der Weg das Ziel sein wird und wir als Museen lernen müssen, Prozesse wirklich offen zu gestalten und die Möglichkeit eines partiellen Irrsins und Scheiterns zuzulassen. Keine Kleinigkeit angesichts unserer festgefügteten Strukturen, Zeitpläne und Haushaltsrichtlinien – zugleich jedoch eine befreiende und die Institution auf wohltuende Weise entzaubernde Vorstellung, die an abwechslungsreiche Hausmannskost mit regionalen Produkten statt hochgezüchteter Molekularküche mit austauschbaren Zutaten denken lässt. Warum wollen wir nicht von diesem im gastronomischen Bereich erprobten Erfolgsrezept lernen und es als Bild für eine gelingende und lustvolle Partnerschaft nutzen? Gemeinsames Einkaufen, Kochen und Tafeln liegt im Trend – schon es doch nicht nur den Geldbeutel und verwandelt den Alltag stundenweise in ein Fest, sondern macht auch zugleich satt, klug und glücklich.